

# Fast jede Hauptstadt der Welt ist eine Lüge

Kapitalen sagen kaum je etwas über den wahren Zustand eines Landes aus – dafür sehr viel über die Art, wie dieses regiert wird



Paul Widmer

Mag ein Land noch so arm sein, über einige Prunkstücke des globalisierten Lebensstils verfügt es dennoch, meist ausgelegt zwischen dem Flughafen und der Hauptstadt. Wenn man einfliegt, sieht das so aus: Man kommt im neuen Flughafen an, betritt eine grosszügige Stahl-Glas-Konstruktion, fährt auf einer überdimensionierten Autobahn in die Hauptstadt und nimmt am Wegrand die modernen Niederlassungen der internationalen Firmen zur Kenntnis. In der Nähe des Regierungsviertels steigt man in einem Fünf-Sterne-Hotel ab, streift durch eine Shopping-Mall mit sündhaft teuren Geschäften, isst in einem Restaurant für die internationale Kundschaft – alles schön eingebettet in eine Gartenlandschaft mit den Villas der Reichen und den diplomatischen Residenzen.

So geben sich Hauptstädte gern, gerade in armen Ländern. Sie möchten einen guten Eindruck hinterlassen. Schliesslich sind sie die Visitenkarte eines Landes. Jede Hauptstadt ist auf Repräsentation bedacht. Doch

häufig steckt dahinter nicht viel. Es ist eine Scheinwelt zwischen Flughafen und Regierungsviertel, eine potemkinsche Fassade, die das eigentliche Land nicht in konzentrierter Form wiedergibt, sondern gekonnt verdeckt. Diese Scheinwelt repräsentiert nicht Land und Leute, sondern eher das Gebaren einer korrupten Oligarchie.

Hauptstädte haben überall etwas Fragwürdiges, nicht nur in den Entwicklungsländern. Und hatten es schon immer, auch in Europa. Für den Prunk von Paris und Versailles hatte die Provinz zu schufteln. Schamlos beuteten Könige und Adel die Landbevölkerung aus, um das Geld am Hof zu verschwenden. Selbst im nüchternen Preussen musste der gemeine Mann schmal durch, damit sich die Gutsherren nebst ihrem Schloss auch einen Sitz in Berlin leisten konnten. Wer die Prachtstrasse Unter den Linden sieht, muss sich auch die ärmlichen märkischen Dörfer vor Augen halten. Im Gegensatz zu den freien Bauern in der Eidgenossenschaft investierte der Adel lieber in die Repräsentation am Hof statt in den eigenen Hof.

In der Geschichte zeichnen sich zwei Gesetzmässigkeiten ab: Je zentralistischer ein Land, umso mehr Geld wird in die Hauptstadt gepumpt, je föderalistischer, umso weniger. Nicht umsonst haben die USA, die Niederlande und Indien vergleichsweise bescheidene Hauptstädte. Noch schwerer wiegt etwas anderes: Je autokratischer ein



Wer die Prachtstrasse Unter den Linden sieht, muss sich auch die ärmlichen märkischen Dörfer vor Augen halten.

Staat, desto stärker wird die Hauptstadt bevorzugt. Die Probe aufs Exempel: die Präsidentenpaläste von kolossaler Peinlichkeit eines Ceausescu oder Erdogan.

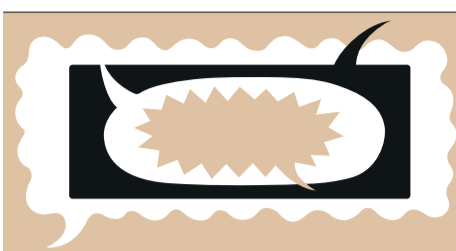
Wer ein Land kennen will, darf sich nicht von den Hauptstädten blenden lassen. Deren Repräsentativität reicht oft nicht über das Regierungsviertel hinaus. Nicht wie die kleine Oberschicht lebt, sondern wie die unterste Million ihr Leben fristet, sagt etwas über den Lebensstandard in einem Land aus. Gewiss sind auch die Armen nur Teil des Ganzen. Aber ein viel grösserer als die Oligarchie. Und ein viel aussagekräftiger. Denn den Reichtum trägt man gern zur Schau, die Armut dagegen nicht. Man sucht sie eher zu verbergen. Nicht selten ist die Lage noch schlimmer, als was man sieht. Wer wissen will, wie es um ein Land steht, muss sich nicht in der Hauptstadt umsehen, sondern im hintersten Winkel des Landes. Dort erfährt er die Wahrheit, nicht in der Hauptstadt, die etwas vorgaukelt.

PS. Und was ist mit Bern? Da ist es in der Tat etwas anders. Nehmen Sie jene Erklärung, die Ihnen besser gefällt: Die Schweiz ist wieder einmal ein Sonderfall. Oder: Bern ist gar keine Hauptstadt, sondern hoch offiziell nur Bundesstadt – ein Titel, mit dem auch das gerupfte Bonn vertröstet wird, seit Berlin wieder stolze Hauptstadt ist.

Paul Widmer ist Alt-Botschafter und lehrt an der Universität St. Gallen.



ILLUSTRATION: GABRIEL COPP



## Showdown

Claudia Mäder

Der Grill ist das letzte Refugium des Mannes. Das wird immer wieder behauptet, zumal im Sommer, wenn es sonst nichts Wichtiges zu berichten gibt und das Gehirn auf Sparflamme läuft. Wo Rauch ist, heisst es, ist auch Feuer, und wo das Feuer ist, ist auch der Mann. So sei es schon in der Steinzeit gewesen. Die Prähistorienkeule ist ein veritables Totschlägerargument, die Logik jedenfalls liegt zerstört am Boden. Tatsächlich verhält sich alles umgekehrt, das ist doch sonnenklar: Der Mann ist, wo der Schnee ist! So war es schon in der Eiszeit. Und so ist es bis heute. Letzten Freitag habe ich es mit eigenen Augen gesehen, bevor ich sie vor Schreck für Stunden schloss: Weder die Ecke mit Gasgrill im Schrebergarten noch die Feuerstelle im Wald ist das letzte Refugium des Mannes, sondern ein auf 3609 Metern gelegenes Rifugio des italienischen Alpenvereins.

Vom Berninamassiv gegen alle Verheerungen der Zivilisation abgeschirmt, ist die hübsche Hütte Zufluchtsstätte für den mutigen Mammutträger (jagen kann man die Dinger ja nicht mehr) und Schutzraum für das archaische männliche Sammelverhalten in einem. Die Kollektion an Bildern aus urzeitlichen Nacktkletterinnenkalendern (etwa 1970-1990), mit der im Speisesaal aufgewartet wird, ist beeindruckend. Auch die spärlich bekleideten Damen, die einem an Toilettentüren und Treppenaufgängen in Gestalt von leicht vergilbten Wandklebereien begegnen, brauchen sich nicht zu verstecken. Allenfalls ein wenig frieren müssen sie bei den herrschenden Temperaturen, aber was tut man nicht, um dem gemeinen Gast das Herz zu wärmen? Sogar Feuer entfacht man zu diesem Zweck. Aber macht das im Rifugio etwa der Mann? Natürlich nicht. Am Herd hantiert die einzige angezogene Frau des Hauses. So ist das droben im Eis. Es ist der Gipfel.

## TV-Kritik Von Daniel Meier

### Ätzendes Bier, ein alter Fall und eine 93-Jährige mit Fallschirm

Hallo Deutschland  
ZDF, 18. August, 17 Uhr 10

In Deutschland leben zehnmal mehr Einwohner als in der Schweiz. Aber gibt es auch zehnmal mehr interessante Geschichten zu erzählen? Ist das tägliche Magazin «Hallo Deutschland» zehnmal besser als unser Pendant «Schweiz aktuell»?

Wer sich den ersten von sechs Beiträgen in der Ausgabe vom Donnerstag anschaut, kommt zum Schluss: eindeutig nein. Im Vereinslokal des SV Kirchenbirkig/Regenthal in Oberfranken hat ein Gast eine Flasche Bier bestellt. Beim ersten Schluck stellt er fest: Das ist kein Bier, sondern eine ölige, aggressive Flüssigkeit. Verätzungen in Mund und Rachen sind die Folge, nun liegt er im künstlichen Koma. Fraglos ein verstörender Fall. Moderatorin Lissy Ishag stellt die richtige Frage: «Wie konnte das nur passieren?» Doch die banale Antwort lautet: Man weiss es nicht. Die Polizei will nichts sagen, die Untersuchung läuft. Für die Zuschauer ist das ärgerlich.

Flach auch die Reportage über ein Paar aus Darmstadt, das seit 2011 eine Bar in Lloret de Mar betreibt. Wir erfahren, dass sie jeden Tag einkaufen müssen, dass sie bei den Behörden eine Lizenz einholen mussten. Unglaublich. Die Drinks sind übrigens so billig, dass die Bar prächtig läuft.



Als Ausgleich zum Fallschirmspringen tanzt die 93-Jährige Tango und Foxtrott: Rosi Rotter nach der Landung mit ihrem deutlich jüngeren Tandempartner.

Sehenswert dagegen der Auftritt von Udo Nagel. Als Kommissar hat er 1999 im Raum München den Mord an der 19-jährigen Diana K. aufgeklärt. Nun kehrt er mit einem Kamerateam an den Tatort zurück und erzählt, eine Pfeife im Mund, wie er dem Täter auf die Spur kam. Das ist spannend, weil man zwischendurch Originalvideos von den Ermittlungen sieht. Nagel hatte damals alles aufzeichnen lassen.

Der Höhepunkt aber ist Rosi Rotter. Oft werden alte Menschen mit einem angeblich besonderen Hobby gezeigt. Aber hier sehen wir eine 93-Jährige beim Fallschirmspringen und staunen. Seit sie 75 ist, geniesst sie regelmässig mit einem Tandempartner den freien Fall. Das Porträt ist – wie die ganze Sendung – solid gemacht, sogar der Hausarzt kommt zu Wort. Rotter sagt mit fester Stimme: «Ich bin schneller alt geworden, als ich mir das vorgestellt habe. Ich will noch alles mitnehmen, was geht.»

## Grenzerfahrung

### Empörung über die Justiz



Marina Masoni

Die Rechtsprechung gehört zu den wichtigsten und delikatesten Aufgaben eines demokratischen Staates. Die Justiz muss nicht nur gerecht sein, sondern auch als gerecht wahrgenommen werden. Als gerecht und glaubwürdig wird die Justiz aber nur empfunden, wenn die Prinzipien der Gleichbehandlung und Verhältnismässigkeit gewahrt bleiben. Andernfalls wird das Vertrauen in den Rechtsstaat erschüttert und – zumindest in den sozialen Netzwerken – nimmt die Rede von der Selbstjustiz bedrohliche Ausmasse an. Dies passiert im Tessin besonders bei zwei Deliktarten immer häufiger: Bei Kindsmisbrauch und bei der Verletzung der Strassenverkehrsregeln.

Dazu zwei Beispiele aus der jüngeren Vergangenheit: Im Februar wurde ein Autofahrer zu einer bedingten Haftstrafe von zwölf Monaten verurteilt, weil er auf der Autobahnausfahrt von Manno bei Lugano mit einer Geschwindigkeit von 121 statt der erlaubten 60 Kilometer pro Stunde fuhr. Für nicht Ortskundige: Die Ausfahrt ist zweispurig, hat Leitplanken und liegt ausserhalb des Wohngebietes. Im Juni wurde ein Primarschullehrer wegen Kindsmisbrauchs (sexu-

elle Übergriffe und Nötigung dreier Schüler) sowie Verletzung der Aufsichtspflicht zu 14 Monaten Gefängnis bedingt verurteilt. Da der Lehrer bereits ein Jahr in Untersuchungshaft gesessen hatte, sprach ihm das Gericht eine Haftentschädigung zu. Der Staatsanwalt hatte hingegen drei Jahre und neun Monate Gefängnis gefordert. Die Tessiner Bevölkerung reagierte auf das Urteil mit teilweise massiver Empörung.

Tatsächlich verursacht ein Vergleich der beiden Strafurteile Kopfschütteln. Im ersten Fall wurde nichts und niemand weder beschädigt noch verletzt. Gemäss unserem Gesetz nahm der Autofahrer allerdings das abstrakte Risiko in Kauf, jemandem grossen Schaden zuzufügen. Im zweiten Fall wurde ganz konkret Schaden zugefügt. Die ausgesprochenen Strafen unterscheiden sich dennoch nur um zwei Monate. Ist das gerecht? Wurden da die Prinzipien der Gleichbehandlung und der Verhältnismässigkeit respektiert? Das ist schwer nachvollziehbar.

Im Tessin sind das keine Einzelfälle. Natürlich ist das geltende Recht zu respektieren; über fehlbare Personen ist dennoch im Sinne der Verhältnismässigkeit zu urteilen. Wenn das Gesetz dies nicht zulässt, sollte ernsthaft über das Gesetz selbst nachgedacht werden sowie über das Rechtssystem, über die Strafandrohungen, den Spielraum und die Kriterien für die Zumessung der Strafen. Es gilt zu handeln, bevor das Vertrauen der Bevölkerung in das Justizwesen gefährlich erschüttert wird.

Marina Masoni ist Anwältin und ehemalige Staatsrätin des Kantons Tessin.